

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 41 (1937-1938)
Heft: 7

Artikel: Eine Feier
Autor: Gamper, Gustav
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666219>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hurra, er hat sich erfangen!
Gerettet!
Georg schaut heraus, winkt und — jodelt, was das Zeug hält!
Ich jodle zurück...
Dann setzen wir unseren Marterpfad, ungefähr sechzig Meter voneinander getrennt, im Schneckentempo fort; mit allergrößter Vorsicht und erschöpften Gliedern (auch unsere Nerven übrigens fühlen sich nicht gerade behaglich...). Und endlich — nimmt die Steigung ab!
Wir gelangen öfters auf angewehrte Schneeflecken, wo wir uns entspannen können; das Eis geht in Hartschnee über und — vor uns ein Sattel!

Es ist überstanden!
Grinsend schnaust Georg herauf; seine Hände sind blutig gerissen, auf der Stirne ragt eine Beule...

Wir haben aber augenblicklich andere Sorgen: die Rucksäcke auf und — es lebe der Bauch! Ein Blick auf die Uhr: fast drei Stunden dauerter diese Überquerung, die man im Sommer spielend in zehn Minuten erledigen kann!

Ein winziger Weg, der uns eine Ewigkeit schien.

*

Auf der Rückfahrt wurde ein weiter Bogen um den neckischen Hang gezogen.

Eine Feier.

Von Gustav Gamper.

Ein wolkenloser Neujahrsmorgen erwachte über der Zürcher Landschaft. Schnee und Nebel waren des Nachts von jähem Föhn hinweggefegt worden. See und Ufer leuchteten prächtig auf. Dunkel, seltsam nahegerückt, stand das Gebirg.

Ich ging aus der Stadt nach Kilchberg, einem Dörflein über dem See, wo der Dichter Conrad Ferdinand Meyer lebte. Eine Feier wollte ich begehen, bestätigen jenes Gedicht des Meisters, das Zürichs erhabenes Glockengeläut verewigt.

Entblößten Hauptes, klopfenden Herzens schritt ich an Haus und Garten meines geliebten Dichters vorüber, still hoffend, seiner vielleicht gewahr zu werden.

Nicht weit von Kilchberg, in einem abseits gelegenen Bauernhöfe, wohnte einer meiner Freunde. Ihn suchte ich auf und begegnete dem soeben durch die Gartenpforte Eintretenden.

„Ich kehre von einem schönen Morgengange zurück,“ sagte er, meinen Neujahrsgruß fröhlich erwidern. „Es hatte mich, wie so oft schon, zu Conrad Ferdinand Meyers Heim gelockt, das ich nie betrachte, ohne mit Verehrung der tiefen Aufrichtigkeit des Dichters zu gedenken, seiner herben, stolzen Art, dem Stoffe innerlichstes Leben abzuringen, wie in strengen Marmelstein seine Verse zu meißeln.“

„Auch ich habe die nahe Gegenwart des Sängers gefeiert!“ rief ich aus.

„Das verleiht dem ersten Tag des Jahres eine Bedeutung, die wir gemeinsam ehren wol-

len. Sie noch zu vertiefen, laß uns nach der Ufenau fahren!“

„O herrlich, herrlich! Wir nehmen die Dichtung ‚Huttens letzte Tage‘ mit!“

„Dies eben lag mir im Sinne.“

In Pfäffikon, das der Insel gegenüberliegt, entliehen wir einen Nachen und ruderten dann gemächlich unserem Ziel entgegen. Der Mittag leuchtete wunderlich schwül. Stahlblau prangte die windbewegte Flut.

Wir landeten und schritten rings um die Insel. Freudig rückte unsere Phantasie das Eiland in sommerliche Jahreszeit.

„Hier bietet Schatten ein Eichenhain. Dort grüßt eine Aue, anmutig von Gebüsch umrahmt. Hier schimmert heißer Ufersand, ragt hohes, üppiges Schilf.“

„Und dort, bei den silbernen Weiden, liegst du regungslos im Boot, während der Abend still verglimmt, trittst dann im Dämmerschein zur Kapelle, auf der Bank davor die Nacht zu erwarten. Oder du stehst im Morgentau am Hügel, den der närrische kleine Bau bekrönt, schaust nach den Gebirgen aus, ruhest zur Mittagsstunde im Wiesengras und starrst auf in felige Bläue. Des leidenden Ritters gedenkst du, seiner letzten, schmerzlich-stolzen Einsamkeit.“

Huttens Gestalt bannte uns innig. Wir beabsichtigten, die Meyersche Dichtung in dem freundlichen Gasthaus der Insel zu lesen, nachdem wir einen Umschlag genommen, zu dem uns das Kloster Einsiedeln vorzüglichen Wein schenken sollte.

Diesem Weine, am Zürcher See gewachsen, ist Feuer eigen; seine alten Jahrgänge haben schon südlische Kraft. Wir wurden daran erinnert, daß die Natur unseres zum größten Teil nördlich der Alpen gelegenen Vaterlandes schon Zauber jenseitiger Uppigkeit und Glut zu bergen scheint.

„Unsere blühenden Obstbäume, unsere blauen Seen, unsere sammetdunklen Bauernhäuser mit ihren Geranien und Nelken vor den Fenstern prangen in einer Schönheit, die an Böcklinsche Traumlandschaft gemahnt.“

„Solch geheimnisvolle Schönheit wird noch lebendiger vor die Sinne gebracht, wenn wir aus erhabener Unfruchtbarkeit des Gebirges in ein Seengebiet gelangen. So erinnere ich mich einer Wanderung durch Schnee- und Nebelstreifen. Aus kalter Höhe, über Firn und Geröll, über tosenden Gletscherbach, an gekrümmten Arvenbäumen vorüber kam ich in ein graues Felsen-Hochtal, das von Wildwasser zerrissen, von altgewordenen Lawinen träge versperrt war, und mühete mich abwärts durch moosigen, mit Felsblöcken verwirrten Tann. Plötzlich teilten sich die Wolken. Eine sorglich gepflegte Straße nahm mich auf, bald überblendet von sommerlichster Sonne. Es blitzten die Regentropfen. Zwischen Tannen und Lärchen erhoben sich immer mächtiger Laubbäume, klar abgezeichnet vor dem geöffneten Blau des Himmels. Erregte schon der Anblick von Blättern das Gefühl einer fremdartigen Pracht, so wuchs mein Erstaunen, als ich endlich durch fruchtereiche Obstgärten, an brünnstig braunen, mit volkstümlicher Kunst verzier-

ten Häusern vorbei zum smaragdenen See trat. Badende erblickte ich, Fähnlein auf sanft gleitenden Nischen, befrachtet mit fröhlicher, sonntäglich geschmückter Gesellschaft. Von stattlichem, altväterischem Gasthof her, aus tiefem Schatten ehrwürdiger Kastanienbäume, vernahm ich vierstimmigen Gesang.“

„Auch ich weiß von mancher ähnlichen Bezauberung, mancher glücklichen Einsicht in die Mannigfaltigkeit unserer Gau, in denen jeder See seinen ihm allein eigentümlichen Reiz besitzt, jede an den Ufern gegründete Stadt, wo waldige Berge, gewundene Flusstäler, fruchtbare Hügel Anmut und Fülle zeigen.“

„Es wäre eine Tat, solchen Reichtum künstlerisch in Gesamtheit zu offenbaren, ein Werk zur Vollendung zu bringen, das Natur und Volk getreu zeichnet, uns Schweizer als von der Heimat göttlich gesegnet erkennen läßt.“

Wir traten vors Haus. Wind rauschte. Drüben stieg der frühe Mond herauf. Helligkeit ward gespenstisch ausgegossen, dann von jäh empor sich reckenden Wolken sieberhaft verzehrt.

„Die Flut rollt!“ riefen wir wie aus einem Munde. „Jetzt zum Hütten!“

Die Gläser wurden von neuem mit dem tiefgründigen Weine gefüllt. Dämonische Wahrheit und Poesie bedrängte und besiegte uns, während wir die Abschnitte des ergreifenden Gedichts uns gegenseitig vorlasen.

In später Stunde erst, in Wellengedräng und Mondglanz stießen wir ab vom schicksalsgeweihten Eiland.

Das Glöckchen.

Von Johann Jakob Jehli.

Man kann sich eine Sandwüste ohne quellfrische, blühende, mit Palmen und Riesenakazie gesegnete Oase denken. Man vermag sich ein unendliches Meer ohne die kleinste rettende Insel auf der weiten, grauen Wasserfläche vorzustellen. Ebenso ein unübersehbares Eisfeld des Nordens, von dem nirgends der ersehnte Rauch des erwärmenden Feuers einer wirklichen Hütte emporsteigt. Aber es ist fast unmöglich, ein Gebirgsdörfchen zu finden, in dem nicht fast jedes Schulkind seinen Schlitten besäße, an dem ein klingendes Glöckchen klänge.

Mit sechs Jahren rutschte ich auf der ersten Bank vorn in der Schule. Eines Tages, im De-

zember, fielen die ersten Schneeflocken und tanzten vor den Schulfenstern. Mir ward es auf einmal gar festlich zumute, nicht anders, wie damals den hungernden Israeliten, als sie den erlabenden Mannaschnee begrüßt haben. Am folgenden Tag deckte ein tiefer Schnee die Erde, und alles, was Schüler hieß, zog einen Schlitten hinter sich her zur Schule, die auf der Dorf Höhe lag. Heimwärts aber konnte man fahren und wie! Der Weg war steil. Auch ich zog den meinigen an einer Schnur.

Aber mein kleines Knabenherz traf die erste, große Enttäuschung. Warum? Ich besaß doch auch meinen Schlitten wie die andern. Das ist